

Einleitung

Die Idee zu diesem Buch entstand aus meiner klinischen Tätigkeit als Psychoanalytikerin. Eine lesbische Patientin kam in meine Praxis und bat mich um die Behandlung einer primären Anorgasmie. Sie habe noch nie einen Orgasmus beim Sex erlebt. In ihrer Jugend und im frühen Erwachsenenalter habe sie mit zwei, drei Männern, in die sie auch verliebt gewesen sei, geschlafen, darunter seien auch gute Liebhaber gewesen, trotzdem habe sie sich nie »fallen lassen« können. Nach ihrem lesbischen Coming-out sei sie jedoch noch enttäuschter von ihrem Sexualleben gewesen als zuvor. Auch mit Frauen, die sie leidenschaftlich begehrt und geliebt habe, erreichte sie keinen Orgasmus. Nicht einmal bei der Selbstbefriedigung sei es ihr möglich, letztendliche körperliche Befriedigung und Entspannung zu finden.

Im Kassenantrag, den ich für eine 50 Sitzungen andauernde tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie stellte, schilderte ich die Problematik meiner Patientin und den Fokus ihrer sexuellen Störung als Hauptthema einer zeitlich befristeten und im Sitzen stattfindenden Psychotherapie. Die Zielsetzung, den Hintergrund dieser sexuellen Funktionsstörung mit der Patientin zu verstehen, stellte ich im Behandlungsplan dar. Die Therapie sollte ihr die Möglichkeit eröffnen, in ihrer mit Frauen gelebten Sexualität und in ihren Liebesbeziehungen mehr Genuss und Lust an körperlicher Liebe zu erleben.

Der Antrag wurde abgelehnt. Der Gutachter begründete seine Entscheidung mit dem Hinweis, dass eine sexuelle Funktionsstörung allein, die keine weitreichende Selbstwertstörung im Hinblick auf das Gefühl eine vollständige Frau zu sein, eine Genehmigung nach den Psychotherapierichtlinien nicht rechtfertige. Darüber hinaus seien Orgasmusstörungen bei Frauen ein derart weitverbreitetes Phänomen, dass er die Symptomatik alleine nicht als eine psychische Erkrankung im Sinne der Psychotherapierichtlinien anerkennen

könne. Bei der Lektüre dieser Zeilen dachte ich sofort an den medizinischen und psychotherapeutischen Aufwand, der betrieben wird, wenn die Symptomatik einer männlichen Impotenz vorliegt. Der Zusammenhang von sexueller Potenz und »richtiger« Männlichkeit, was dem männlichen Rollenstereotyp entspricht, scheint eine derart aufwendige Forschung bis hin zu Viagra offensichtlich zu rechtfertigen. Nicht so eine primäre Anorgasmie einer Frau. Spielte hier bereits der vermutlich unbewusste gedankliche Hintergrund mit hinein, dass die Ejakulation (und damit der männliche Orgasmus) zur Zeugung notwendig ist, während der weibliche bei der Generativität keine derart wichtige Rolle spielt?

Ich fühlte mich alarmiert. Mir stellte sich die Frage, ob es gesellschaftlich zwar mittlerweile opportun sei, dass lesbische Frauen miteinander Sexualität teilen dürften. Die Diskriminierung heterosexueller Frauen im Hinblick auf ein Recht, sexuelle Lust und volle Genussfähigkeit mit einem Partner zu erleben, schien sich bei lesbischen Frauen allerdings fortzusetzen.

Fragen, wie sich sexuelle Schwierigkeiten bei lesbischen Frauen ausdrücken, welchen Bedingungen die Entwicklung lesbischer Sexualität sowohl individuell als auch kollektiv ausgesetzt ist und wie sich sexuelle Probleme lesbischer Frauen verstehen lassen, drängten sich mir auf. Anfangs stand die Frage nach sexuellen Funktionsstörungen im Vordergrund, dabei insbesondere das Problem der Lustlosigkeit und der in der einschlägigen Literatur häufig dargestellte »dead in bed« lesbischer Frauen. Diese eingeschränkte Fragestellung wich aber immer mehr dem Bedürfnis nach einem umfassenderen Verständnis lesbischer Sexualität.

Im Ärger über die Ablehnung des Gutachters und in dem sich schließlich einstellenden gemeinsamen Erfolg einer produktiven Behandlung, die die Patientin selbst finanzierte, erwachte mein Mut, mich diesem Thema wissenschaftlich zu stellen. Ich fürchtete, dass diese Patientin, die sich so selbstbewusst in ihrer Not an mich gewandt hatte, eine Ausnahme darstellen könnte. Weder in der lesbischen Szene, noch in der psychotherapeutischen und psychoanalytischen Literatur wurden sexuelle Schwierigkeiten bei Lesben diskutiert. Vielmehr hatte die Psychoanalyse meiner anfänglichen Kenntnis nach, in weiten Zügen pathologisierend und wenig verstehend, sehr pauschal über weibliche Homosexualität geschrieben. Mich interessierte, ob ich bei der Literaturrecherche und einer Beschäftigung mit weiblicher Sexualität auch andere Zugänge finden würde, die für das Verständnis lesbischer Sexualität hilfreich sein könnten. Zu meiner Überraschung und Freude wurde ich bei gründlicher Literaturrecherche fündig. Neben einer pathologisierenden

Hauptströmung von Beginn der Psychoanalyse an, die bis heute wenig an Definitionsmacht verloren hat, fand ich Arbeiten aufgeschlossener psychoanalytischer Autorinnen.

Die männliche ebenso wie die weibliche Homosexualität hat in der Geschichte der Psychoanalyse wechselnde Bewertungen erfahren. Von Abwertung und ihrer Ausgrenzung aus der Vorstellung von »normaler« Sexualität bis hin zu Toleranz und Versuchen sie zu verstehen, lassen sich an ihr alle historischen und kulturellen Wechselfälle, denen auch die Psychoanalyse und ihre Vertreter ausgesetzt waren, nachvollziehen.

Freud selbst korrigierte seine anfangs tolerante Haltung (1905) gegenüber männlicher wie weiblicher Homosexualität. Er verstand sie zunächst genauso wie die Heterosexualität als eine ubiquitäre unbewusste libidinöse Besetzungsmöglichkeit der Objekte. Fünf Jahre später postulierte er die heterosexuelle Objektwahl als »die einzig ›richtige Entscheidung‹ eines Menschen (vgl. Rohde-Dachser 1994, S. 827ff.).

Seit den Forschungen von Kinsey zum sexuellen Verhalten amerikanischer Männer und Frauen in den 50er Jahren, hat vor allem die männliche Homosexualität viele Autoren beschäftigt, die sie meist deutlich pathologisierten (vgl. etwa Socarides 1968, 1978; Friedman 1986). Ähnlichen Bewertungen unterlag die weibliche Homosexualität (vgl. z.B. McDougall 1978; Siegel 1988). McDougall korrigierte ihre Einschätzung später, Morgenthaler ließ 1984 einen Versuch folgen, bei weiblicher und männlicher Homosexualität eine neurotische und eine normale Entwicklungslinie darzustellen. Rohde-Dachser (1994) brach diese Dichotomisierung zugunsten der Feststellung auf, es gäbe nicht die Homosexualität an sich, sondern nur Homosexualitäten. Poluda (1996, 2000) gelang es, einige psychoanalytische Deutungen zur weiblichen Homosexualität als Container für das Elend manch heterosexueller Frau zu verstehen. Sie entwarf den Begriff »lesbischer Komplex« für den von Freud »negativ« genannten gleichgeschlechtlichen Ödipuskomplex. Besonders hervorzuheben ist, dass sie das »homosexuelle Tabu«, das absolute Verbot, dass Mutter und Tochter sich begehren, in Theorie und Praxis der Psychoanalyse herausarbeitete. Beide Autorinnen ermutigten mich, meine Forschung an diese aufgeklärte und gedanklich offene Tradition anzuschließen.

Nach grundlegenden Ausführungen zur Bisexualität wird im Theorieteil (I) dieses Buches zunächst die psychoanalytische Entwicklungstheorie weiblicher Sexualität nachvollzogen. Anhand relevanter psychoanalytischer Begriffe versuche ich, spezifische Schwierigkeiten lesbischer sexueller Entwicklungen besser zu verstehen. Dabei werden immer wieder auch sozialpsychologische

Aspekte eingeflochten, indem ich darstelle, welche Bedingungen im Zusammenspiel von Individualität, Subkultur und Gesellschaft die Psychodynamik lesbischer Frauen maßgeblich beeinflussen und stören kann. Zum Beispiel werden Fragen der weiblichen und lesbischen Geschlechtsidentität, die Bedeutung der Urszene bei lesbischen Frauen, die Problematik des Penisneids, der Umgang mit Aggression und der Ödipuskomplex mit der besonderen Rolle des Vaters für lesbische Frauen behandelt.

In ihrem explorativ-empirischen Teil (II) fragt meine Studie mittels der tiefenhermeneutischen Analyse von Interviews mit lesbischen Frauen nach verschiedenen Ursprüngen weiblicher homosexueller Entwicklung und versucht, die Psychodynamik lesbischer Frauen in Bezug auf ihre Sexualität besser zu verstehen. Dabei werden vormalig pathologisierende und pauschalierende Erklärungsansätze von mir genutzt, die Schwierigkeiten einzelner lesbischer Frauen zu verstehen, nicht aber die ganze Gruppe der Lesben.

Am Ende meiner Forschungsarbeit versuche ich, einige überindividuelle Konfliktfelder lesbischer Frauen aufzuzeichnen und Hypothesen anzubieten, die Psychodynamik lesbischer Sexualität besser zu verstehen. Die Auswertung und die Ergebnisse in Verbindung gebracht mit der Theorie stellen eine Verknüpfung zu vorangestellten relevanten psychoanalytischen Begriffen und Erklärungsansätzen sowie eine Verbindung zu gesellschaftlichen Bezügen her und schließen das Buch ab.